



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Mobeka, ein Opfer der Nächstenliebe

[urn:nbn:de:hbz:466:1-79004](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-79004)

Mobeka, ein Opfer der Nächstenliebe.

(Fortsetzung.)

Im selben Augenblick schaute ein wilder, wüster Neger herein und rief: „Nun, faules Volk, ist die Arbeit noch nicht fertig? Auf! Bringt es zum Baume dort, was ihr geschält habt, wir haben Eile, das Bier muß bereitet werden, heute abend ist der große Tanz, der über unser Los entscheidet.“ Elembe und Mobeka sprangen auf und griffen nach den großen Körben, um das Zuckerrohr fortzutragen.

Es wurde Abend. Von allen Seiten her eilte man zum Feste, die Männer, um zu tanzen, Weiber und Kinder, um dem Tanz zuzuschauen und immer mehr Bier herbeizuschleppen. In der Ferne standen scheu hier und da die Sklaven umher. Die Zauberer, mit Fellen und Federn reich geschmückt, eröffneten den Tanz. Ihnen schlossen sich die Männer an, einige mit Raspeln und Schellen in Händen, während andere die Trommel (den Tam-tam) schlugen. In den Pausen wurde dem Bier fleißig zugesprochen, auch sogar von den Weibern. Man ahnte nicht, daß die Gefahr so nahe war.

Auf einmal hörte man schießen. „Die Weißen, die Weißen,“ riefen alle vor Schrecken und Angst. Doch wer dachte jetzt an Verteidigung? Nur die Sklaven waren noch nüchtern. Einige der Betrunknen griffen nach Lanze und Pfeil, doch es war keine Rettung mehr möglich. Auf Negerbooten waren die Weißen mit ihren Soldaten den Seitenarm des Ruki-Stromes heraufgekommen und hatten nun leichtes Spiel. Es gab kein langes Gefecht. Nur wenige Schüsse wurden abgefeuert, denn die meisten Neger flohen in der Dunkelheit in den dichten Wald oder wurden von den Soldaten gebunden und auf die Boote gebracht. Auf das Versprechen des Häuptlings, daß die bestimmte Abgabe entrichtet werde, gab man viele wieder frei, jedoch wurden mehrere der Neger, namentlich der Sklaven, zur Arbeit nach dem nächsten Staatsposten mitgenommen. Und wer war unter den Gefallenen? Elembe.

Da ihr Hüttchen nahe am Eingang des Waldes stand, versuchte sie, mit Mobeka zu entfliehen, geriet mitten ins Gefecht und kam ums Leben, während Mobeka von einem Soldaten gefaßt, gebunden und auf das in der Nähe liegende Boot ge-



Kongonessische Kinder. (Unfere Schwestern mit Tropenhüten.)

schleppt wurde. Bittere Tränen rollten dem Mädchen über die Wangen. Der Traum der Mutter war in Erfüllung gegangen. Wo war ihr Geist jetzt? O sie durfte annehmen, daß die Mutter, wenn der Geist wirklich noch fortlebte, weniger zu leiden haben werde, als im Leben, ja vielleicht in einem Lande der Ruhe verweile, denn sie war ja so gut und voll Liebe gewesen, — aber doch liefen die Tränen weiter im Andenken des grausamen Todes der Mutter. Ihr eigenes Los machte ihr nicht viel Sorge. Mehr Elend, als im eignen Dorfe, konnte sie kaum erwarten, zur Arbeit war sie ja einmal da, als geborene Sklavin.

Am andern Morgen fuhren die Weißen mit den Gefangenen ab. Es ging stundenlang mit mühsamem Rudern stromaufwärts, das Wasser machte viele Krümmungen, denn die langen schmalen Boote mußten oft plötzliche Wendungen machen und der Steuermann mußte dann seine ganze Kunst versuchen, um nicht im Urwald, durch den sich der Fluß schlängelte, festzufahren. An einzelnen Stellen lag ein wenigstens tausendjähriger, morsch gewordener umgestürzter Baumstamm quer über dem Flößchen, da hieß es einfach auf den Baum zu steigen und an der andern Seite wieder hinab ins Boot springen, das unter dem Baum durchgezogen wurde. Undurchdringliches Dickicht war auf beiden Seiten, denn zwischen den hohen Waldbäumen war alles mit kurzem, dornigem Gestrüpp bewachsen und üppige Lianen verbanden die Bäume gegenseitig. Dazwischen erhoben sich die kunstvoll errichteten Bauten der Waldameise.

Diesen Weg hatte Mobeka noch nicht gekannt, denn als Sklavin war sie nicht weiter gekommen, als zu den dicht bei Bolombo liegenden Manioffeldern. Sie schaute auf. Ob der Weg sie wohl jemals wieder in ihr Heim zurückführen werde? Doch dies war ihr einerlei, sie ließ ja nichts Liebes zurück, weil die Einzige, die sie geliebt, tot war. Nach einigen Stunden kam man an den Ausgang des Waldes und in den Kufifluß, wo das Dampfschiff lag. Dann ging es den Kufi hinunter bis nach Coquilhatville, wo er in den Kongo-Strom mündet. Coquilhatville ist eine ziemlich große Stadt am Äquator mit manchen für das Kongoland recht stattlichen Gebäuden; damals war sie erst im Entstehen begriffen, und man suchte viel Arbeitsvolf, die Männer zum Bauen der Häuser, die Frauen und Mädchen, um die rings herum liegenden Felder zu bebauen und die breiten, neu angelegten Wege sauber zu halten. Für

die Arbeiter waren Baracken errichtet, lange Hallen mit einem Palmdach, welches auf starken Holzpfählern ruhte. Einige dieser Notwohnungen wurden als Küchen benützt, man sah darum Holzfeuerchen lustig emporflackern, auf denen ein schwarzer irdener Kochtopf stand, andere dienten als Schlafraum, diese hatten eine Hinterwand, an welcher die einzelnen Bambusbetten befestigt waren. Die Betten enthielten meist eine Woldecke und ein Stück Holz, welches als Kopfkissen diente, und waren ringsum von einem Stück Stoff umgeben, um die Muskieten fernzuhalten.

Mobeka erhielt ihr Lager in einem Hause, welches für Frauen und Mädchen bestimmt war. Tag für Tag mußte fleißig gearbeitet werden, ein schwarzer Wächter hatte die Aufsicht. Doch die Arbeit war nicht so übermäßig streng wie in früheren Tagen, und die tägliche Nahrung, Fisch und eine Art Brot, das aus den Wurzeln des Maniokstrauches bereitet war, wurde vom Staat geliefert. Dazu erhielt sie von Zeit zu Zeit ein Stück Stoff, so daß sie sich anständig kleiden konnte. So verging ein Jahr. Mobeka befolgte treu die Mahnung der verstorbenen Mutter und hielt sich rein vom Bösen, allein vom Christentum hatte sie noch nie etwas gehört.

Eines Tages, als wieder ein Schiff in Coquilhatville anlangte, lief alles Volk neugierig hinzu, denn es waren weiße Männer darauf mit einer Kleidung, wie man sie noch nie gesehen im Lande der Neger: langes, weißes Kleid und schwarzes Skapulier. Es waren Patres aus dem Orden der Zisterzienser, welche in dem zwei Stunden von Coquilhatville entfernt liegenden Dorf Bamania eine Mission errichten wollten.

Auch Mobeka stand am Ufer und blickte scheu nach den fremden Männern hin. Der Anblick derselben ergriff sie eigentümlich. Hatte nicht die Mutter im Traum einen Mann im langen weißen Gewand gesehen und hatte dieser nicht gesagt, die Weißen seien gekommen, um dem Lande Segen zu bringen? Was wollten doch wohl diese Männer hier? Bald sollte sie mehr erfahren, denn allmählich ging's von Mund zu Mund, es seien dieses Diener des großen Geistes und nur gekommen, um den Schwarzen von einem andern Leben, das nach dem Tode beginnt, zu erzählen, von einem Gott, der das Gute belohne und das Böse bestrafe, der auch die Schwarzen in sein Reich, den Himmel, rufe. Gern hätte Mobeka noch mehr gewußt, aber wer konnte ihr mehr sagen? Die Patres waren

fort nach Bamania, um dort das Samenkorn zu legen, das in wenigen Jahren zu einem so mächtigen Baum sich entwickeln sollte. Wieder ein Jahr ging vorüber, da landete eines Tages wieder ein Schiff, und noch eiliger als das erste Mal stürzte alles, was laufen konnte, zum Ufer. Vier weiße Frauen waren auf dem Schiff, um den Patres in Bamania beizustehen, waren sie gekommen. Sie trugen rote Kleidung und erregten das größte Staunen des Negervolkes, denn weiße Frauen hatte man hierzulande noch nicht gesehen. Man hielt sie für Wesen aus einer höheren Welt. Es waren die ersten Missionschwwestern vom kostbaren Blut in der damals noch gebräuchlichen Tracht: Roter Habit, schwarzes Skapulier und weißer Schleier. Die Neugierde oder besser Wißbegierde Mobekas wurde immer mehr rege. Was mochten doch in so fremdem Lande die weißen Frauen wollen? Noch einige Wochen und Mobeka vernahm, daß man viele im Krieg mitgenommene Kinder diesen Frauen zur Erziehung übergeben habe, und daß dieselben in liebevollster Weise sich der Armen und Kranken in der Umgegend annähmen. Es schmerzte Mobeka, daß sie nicht einige Jahre jünger war, dann wäre sie gewiß auch dorthin gebracht worden.

Nach und nach verbreitete sich das Christentum auch in der Umgegend. Die Heiden wollten den Gottesdienst der Patres und weißen Frauen sehen und eilten Sonntags zur Kirche nach Bamania, die allerdings in den ersten Jahren nur ein aus Palmbältern geflochtenes Haus war. So ging auch Mobeka an Sonntagen, wenn die Zeit es ihr eben erlaubte, nach Bamania, hörte die heilige Messe und begab sich dann zur Katechese, die von einer Schwester an die aus der Umgegend herbeigekommenen Frauen und Mädchen erteilt wurde. Wäre sie frei gewesen, so hätte sie gebeten, als Arbeiterin auf der Mission leben zu dürfen, aber das Briefchen, das sie vom Staat empfangen hatte bei Antritt ihrer Dienstzeit, lautete auf fünf Jahre, und die waren noch lange nicht vorbei. Da kam der liebe Gott selbst ihrem Verlangen zu Hilfe. Im Kongoland brachen die Pocken aus, besonders an Plätzen, wo viele Neger dicht beisammen wohnten, so auch in Coquilhatville. Großes Elend kam über die schwarze Bevölkerung. Wer sollte sie pflegen? Viele Kranke begaben sich zu Verwandten oder Freunden in der Nähe, andere, die keine Verwandten hatten, wurden von ihren schwarzen Brüdern aus Furcht vor Ansteckung aus dem Hause

gewiesen in die Wildnis, wie es jetzt noch immer von den Negern geschieht. So erging es auch Mobeka, sobald man an ihr die Krankheit bemerkte. Keiner wollte sie aufnehmen.

Die Patres von Bamania gingen häufig nach Coquilhatville, um die Kranken aufzusuchen und die Sterbenden zu taufen. Sie hatten in Bamania, im Walde, zehn Minuten von der Station entfernt, ein Palmenhaus errichtet, falls die Seuche auch dort ausbrechen sollte, es waren schon einzelne Angesteckte aus der Nähe nach dort gebracht worden. Aber wer hätte alle die Kranken der Umgegend herbeiholen können? Die Neger weigerten sich, dieselben zu tragen, da sie große Furcht vor dieser tödlichen Krankheit haben.

Mobeka lag im Walde ohne jegliche Hilfe. Das Fieber verzehrte sie, aber keiner war, der ihr einen Schluck Wasser gebracht hätte. Abends, wenn es dunkelte, kroch sie auf Händen und Füßen aus der Wildnis zu den benachbarten Negerhütten und wartete den Augenblick ab, wo sie eine der Hütten leer glaubte, um nach Wasser zu suchen, um ihren glühenden Durst zu löschen.

(Fortsetzung folgt.)

Der geheimnisvolle Hase.

Eine Kiste von Europa! Die ganze Missionsstation ist in Bewegung, denn sie ist für die Kinder bestimmt. Was mag aus diesem Holzkasten alles herauskommen! O die guten Wohltäter in Europa haben doch an alles gedacht, selbst an Spielzeug für unsere Kleinen.

Das größte Interesse erregte der Osterhase, der sogar springen konnte. Einer der schlauen Jungens wußte bald Bescheid von dem Mechanismus und hatte nichts Eiligeres zu tun, als das geheimnisvolle Häschen auf der Straße springen zu lassen, als die alten Kaffernväter, bei Sonnenuntergang, mit Hacke und Beil von der Feldarbeit schweißtriefend nach Hause eilten.

Da, — ein lebloser Hase springt ihnen entgegen. — Unbeweglich von Schrecken und Grauen über das geheimnisvolle Ding bleiben sie stehen — endlich machen sie ihrem bangen Gefühl Luft mit dem Angstschrei: „Der Zauberer von Europa ist im Hasen versteckt — wer weiß, wie das noch ausgeht!“ Und wie lebende Hasen laufen sie den Berg hinab mit den Worten: „Gott schütze uns Herz und Haut vor dem geisterhaften Tier!“